XLIII. Jahrg.
Nr. 9/10

Januar/Februar
1931

VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion: *Ernst Richard*, Chef-Redaktor – *Ernst Ryf*, *A. Schaffner*, Sub-Redaktoren. – *L. Bianchi*, Obach, Vertreter der „Alt-Wengia"
Postcheck-Konti: Alt-Wengia Nr. Va 227. Aktiv-Wengia Nr. Va 947, Solothurn.
Abonnementspreis: Fr. 2.50 per Semester.
Für die Mitglieder der „Alt-Wengia" gratis.

Erscheint jeden Monat

Protokoll
der XXXII. ordentlichen Jahresversammlung der Alt-Wengia

vom 25. Oktober 1930 in Solothurn.

(Fortsetzung und Schluss.)

Referat von A. H. Dr. Walter Stampfli v/o Cosinus.

Die schweiz. Alters- und Hinterbliebenenversicherung.

Durch das Abstimmungsresultat von 1925 beauftragte das Schweizervolk die Bundesbehörden, die Alters- und Hinterbliebenenversicherung, der später auch diejenige der Invalidenversicherung angegliedert werden soll, einzuführen.

Der nationalrätliche Entwurf behandelt:

1. *Den Umfang der Versicherung und Kreis der Versicherten:* Das Prinzip der Freiwilligkeit wird als Halbheit abgelehnt. Nur durch Zwang sorgen *alle* Bedürftigen fürs Alter vor. Der Gesetzgeber hat sich weise der Struktur unseres Volkes angepasst und entgegen ausländischen Vorbildern nicht ein *Klassen-* sondern ein *Volksobligatorium* vorgeschlagen. Eine reinliche Scheidung zwischen beitragsfreien selbständig und versicherungspflichtigen unselbständig Erwerbenden ist praktisch undenkbar und wäre nicht zweckdienlich, da viele auf

eigene Rechnung arbeitende Gebirgler und Gewerbetreibende eine Versicherung nötig haben.

Dieses Obligatorium ist von grosser sozialer und ethischer Bedeutung; es entspricht so recht dem bürgerlich-politischen Ideologien entsprungenen Willen zur *Volkssolidarität.*

Die Versicherungspflicht beginnt mit dem 19. und endet mit dem 65. Altersjahr. Vorübergehende Niederlassung im Ausland entbindet nicht von der Versicherungspflicht. Ausländer sind nach einem ununterbrochenen Aufenthalt von 1 Jahr beitragspflichtig, doch dürfen sie beim Eintritt in die Versicherung das 55. Altersjahr nicht überschritten haben. Durch diesen nationalrätlichen Zusatzantrag soll verhindert werden, dass Fremde, die ihre Arbeitskraft außerhalb der Schweiz verwendet haben, die Versicherung mit Risiken belasten. *Total Prämieneinnahmen: Fr. 40—42 Millionen.*

2. *Organisation der Versicherung und deren Träger:* Da die Ansammlung zu grosser Kapitalien in einem demokratischen Staatswesen verwerflich ist, wurde die dezentralisierte Verwaltung vorgeschlagen. Ausschliessliche Träger der Versicherung sind kantonale, öffentliche Kassen. Bei gegenseitigem Einverständnis können mehrere Kantone eine gemeinsame Kasse halten. Diese Kassen geniessen die Portofreiheit und sind der Steuerpflicht enthoben. Ihre Gelder sollen, was der Landwirtschaft zugute kommt, dem Hypothekarkredit zur Verfügung gestellt werden. Das Verhältnis zwischen Prämien- und Versicherungsleistung variert stark von Kanton zu Kanton, daher hat man ein Ausgleichsverfahren zwischen den verschieden stark belasteten Kassen vorgesehen. Eine *Rente von Fr.* **100.**— nach dem zurückgelegten 65. Altersjahr erfordert einen Prämienansatz, der sich im Durchschnitt beläuft:

für die Schweiz	auf Fr.	8,72
„ Baselstadt	„ „	6,24
„ Solothurn	„ „	6,84
„ Wallis	„ „	11,06
„ Glarus	„ „	11,26
„ Appenzell A.-Rh.	„ „	13,00

Demnach haben die zuletzt aufgeführten Kantone im Verhältnis zu den Prämienpflichtigen viele alte Leute. Diese Tatsache erklärt sich aus dem Umstand, dass die Gebirgler

in ihren jungen Jahren nach den wirtschaftlich starken Gegenden abwandern und im Alter mit ihren Ersparnissen wieder in ihre Bergheimat zurückkehren.

3. *Versicherungsleistungen:*

a) *Grundrenten:* Jeder Einzahlende hat Anspruch auf das versicherungstechnische Aequivalent. Als Altersrente sind Fr. 200.— vorgesehen. Der Versicherungspflicht unterstehen beide Ehegatten, deshalb können auch beide die Rente beanspruchen. b) *Die Witwenrente* beträgt Fr. 150.—. Erfolgt die Verwittwung vor dem 50. Altersjahr, so erhält die Witwe bis zum 65. Jahr Fr. 150, nachher normal Fr. 200.—. Vor dem 40. Lebensjahr gibt es eine Abfindung von Fr. 500.— mit alljährlicher Steigerung von Fr. 50.— bis zu Fr. 1000.—. Zwischen 49 und 50 Jahren.

c) *Doppelwaisen* werden mit Fr. 100.— bedacht. Zu diesen Leistungen gibt es Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln für solche, die nicht aus eigenen Kräften eine Vergrösserung der Rente vornehmen können.

Beiträge des Bundes, der Kantone etc. ermöglichen Zulagen im Betrage der 1½-fachen Grundrente, so dass z. B. anwachsen:

die Grundrente von Fr. 200.- auf Fr. 500.-
die Witwenabfindungssumme von Fr. 1000.- auf Fr. 2500.-
etc. Diese Leistungen dürfen sich sehen lassen.

Da aber in industriellen Gegenden diese Renten ungenügend sind, muss durch kantonale *Ergänzungsversicherungen* die Möglichkeit der Erhöhung geschaffen werden. Für die hiezu erforderlichen Mittel haben die Kantone in Verbindung mit den Versicherungsberechtigten selbst aufzukommen. Die Leistungen aus öffentlichen Mitteln dürfen im Maximum die Hälfte des Gesamtbedarfs nicht übersteigen. Der Aufwand der eidgenössischen Leistungen an die einzelnen Versicherten entspricht ungefähr demjenigen der kantonalen Ergänzungsversicherung. Dadurch erhält der Bund den notwendigen Einfluss auf das ganze Versicherungswerk. Beamte des Bundes, der S. B. B., Nationalbank und Unfallversicherung, sowie die andern Pensionsberechtigten sind von der Ergänzungsversicherung ausgeschlossen. In einer 15-jährigen Übergangsperiode sollen alle diejenigen, welche bereits eine auskömmliche Rente beziehen, keine Beiträge erhalten. Der Solidaritätssinn erheischt den Verzicht dieser Gruppen, um eine Kapital-

ansammlung zu ermöglichen. Die andern erhalten in dieser Zeit nur die halbe Rente.

Durch diese vorübergehenden Einschränkungen wird die Kasse in der Lage sein, *im Jahre 1949* die für ihre volle Leistungsfähigkeit erforderliche Summe *von Fr. 750 Millionen* beisammen zu haben.

4. *Aufbringung der Mittel:*

Männer zahlen einen Beitrag von Fr. 18.—
Frauen zahlen einen Beitrag von Fr. 12.—

Innerhalb der Versicherungsgesamtheit ist ein Risiken-Ausgleich möglich, das Eintrittsdefizit soll durch das Umlageverfahren vermieden werden. Die Kantone können die Mitgliederbeiträge um 1/6 oder nach dem nationalrätlichen Vorschlag um ⅓ reduzieren. Ist jemand nicht in der Lage, seinen Verpflichtungen nachzukommen, so übernimmt dieselben der Kanton.

Man schätzt die Summe der uneinbringbaren Prämien auf ca. 4 Millionen Fr. Die Eidgenossenschaft wird dadurch mit 1,3—1,5 Millionen Fr. belastet. An den öffentlichen Beiträgen partizipieren die Kantone mit 1/5, der Bund mit 4/5; für finanziell schwache Kantone kann der Bundesbeitrag auf 85 % erhöht werden.

Die Arbeitgeber zahlen pro Arbeiter Fr. 15.— in die kantonale Kasse ein. (Total 15—17 Millionen Fr.) Unternehmer, welche in ihren Betrieben bereits eine Pensionskasse besitzen, haben die Möglichkeit, ihre Leistungen zu verrechnen. Eine Doppelbelastung ist dadurch ausgeschlossen.

Das komplizierte und unzweckmässige Projekt Savoy ist unannehmbar, dagegen sollte gerade von bürgerlicher Seite nichts unversucht bleiben, um dem brauchbaren nationalrätlichen Entwurf zum Durchbruch zu verhelfen. Gilt es doch, ein 1918 gegebenes Versprechen endlich einzulösen.

Das vorzügliche, durch die Logik des Aufbaus und die präzise Ausdrucksweise sich auszeichnende Referat erntet den verdienten Beifall. Die hervorragende, uneigennützige Arbeit von Herrn Dr. Walter Stampfli verdanken und anerkennen wir aber am besten dadurch, dass wir Wengianer alle zu gegebener Zeit unerschrocken und begeistert für die Annahme dieser Gesetzesvorlage kämpfen. In den Dienst der Werbearbeit für dieses so bedeutungsvolle soziale Werk möchte sich denn auch diese ausführliche Berichterstattung stellen. —

In der *Diskussion* äussert O. Fürholz v/o Strubel einige nachher vom Referenten zerstreute Bedenken der Kleinbetriebsangestellten, während Kantonsrat M. Kaiser v/o Jux und Dr. U. Dietschi v/o Silex die Vorlage warm befürworten. Silex äussert als Vertreter der Jungliberalen seine Freude darüber, dass die „Alten" so entschieden positive Sozialpolitik treiben und hofft, dass Männer vom Format des Referenten noch lange dem Volke als Vertreter und Führer erhalten bleiben.

Der abtretende Aktuar: *E. Flury* v/o Keck.

Erinnerungen vom Quarnero.

Aus einem Vortrag (Schluss).

Die Villa meines Freundes befindet sich ausserhalb der Stadt, direkt am Meere. Wir vertrieben uns die Zeit mit Baden, Rudern, Faulenzen und Spaziergängen. Wenn Essen und Trinken auch als Beschäftigung angesehen werden kann, möchte ich sie auch noch erwähnen. Den ganzen Tag steckten wir in den Badehosen, lagen an der Sonne oder trieben uns irgendwo herum. Eine Zeitlang lagen wir eifrig dem Fischfang ob, zum Beispiel auf Polypen. Es kam einmal vor, dass sich ein grosses Scheusal von einem Polypen an meinem Oberschenkel festsog, als ich badete. Ich schwamm eben seelenvergnügt auf dem Rücken und dachte an nichts, als ich plötzlich ein heftiges Jucken an meinem Bein verspürte; fast hätte ich einen Schlag vor Schreck bekommen, als ich die Ursache gewahrte. Ich wollte zuerst um Hilfe schreien, aber ich konnte nicht. Der Schreck hatte mich ganz gelähmt. Dann aber bekam ich plötzlich Beine. So schnell wie möglich strebte ich zum Ufer, wo ich die Bescherung deutlicher sah. Es war ein ganz grosses Exemplar, das mich zum Opfer auserkoren hatte. Er hatte sich dermassen festgesogen, dass man ihn nicht abreissen konnte, sonst wäre noch ein Stück Haut mitgegangen. Man musste ihn deshalb noch an meinem Leibe töten. Mit einem Messer schlitzte ihm der Gärtner Giovanni den Bauch auf, so dass die Gedärme und der schwarze Inhalt seiner Tintenblase über mein Bein hinunterflossen. Erst jetzt liess das Scheusal von seiner Beute los. Seit dieser Zeit hatte ich begreiflicherweise einen Horror gegen diese Tiere und schwur ihnen Rache und Vernichtung. Sie sind sehr leicht zu fangen. An drei Angelhaken, die in einem

Bleistücke befestigt sind, bringt man ein Stücklein weisses Tuch als Köder an, — die Tiere sind sehr dumm und lassen sich durch die weisse Farbe täuschen — und hängt dies ins Wasser an einer Stelle, wo man Polypen vermutet. Nach einem kleinen Augenblick nähert sich langsam einer. Vorsichtig umkreist er das weisse Tüchlein, augenscheinlich will ihm die Sache nicht recht gefallen. Dann aber kommt er dennoch näher. Mit seinem Körper berührt er jetzt den Angel. In diesem Moment ziehen wir die Schnur mit einem Rucke hoch. Die Widerhaken der drei Angeln bohren sich in den Leib des Opfers ein. Der Polyp ist gefangen. Schauen wir ihn ein bisschen näher an. Er ist ein gräuliches Tier. Der Körper bildet einen dunkel farbigen Sack, etwas grösser als ein Entenei, in dem sich die Gedärme und die verschiedenen Organe befinden. Auch ist hier eine Tintenblase, die mit einer schwarzen Flüssigkeit gefüllt ist. Wenn das Tier verfolgt wird, spritzt es diesen Saft aus, so dass das Wasser getrübt wird und dem Verfolger die Jagd erschwert, ja verunmöglicht wird. Vorne am Körper befindet sich ein grosses, ausdrucksloses Auge und darunter der Schnabel. Die Polypen haben nämlich, so merkwürdig das klingen mag, einen Schnabel, und zwar einen Papageienschnabel, der sehr spitz ausläuft und dessen beide Hälften beweglich sind. Am hintern Körperende befinden sich acht Fangarme, jeder ungefähr 25 cm lang, die auf ihrer ganzen Länge mit grösseren und kleineren Saugnäpfen besetzt sind, welche alle zusammen eine unheimliche Kraft besitzen. Die Eingebornen verspeisen den Polypen mit Vorliebe. Man macht Suppe oder Salat aus ihm oder er wird auch gebraten und es gibt Leute, die sich die Finger schlecken, wenn von gebratenen Polypen die Rede ist. Sie behaupten, in diesem Zustande schmecke er wie ein Backhühnchen. Ob das wahr ist, kann ich nicht sagen. Als man den Polypen briet, der mir im Bade so arg zusetzte, winkte ich nur stumm ab, als man mir ein Stück anbot. Er war hübsch braun gebraten und mit Petersilie und Citrone appetitlich garniert, doch nicht einmal das konnte meine Esslust reizen.

Daneben fischten wir auch eifrig Moli, eine sehr schmackhafte Fischart. Sie werden mit der Grundangel in etwa 80 m Tiefe gefangen. Man fährt in einem Kahn aufs Meer hinaus, verankert, und wirft dann die Grundangel aus, an der sechs Haken sitzen und es ist nichts Seltenes, dass man an ihr drei bis vier Fische auf einmal fängt. Als Köder dient

hierbei die Sardelle, von der an jeden Haken der Angel ein etwa 1½ cm langes Stück gesteckt wird. Manchmal dauert es ziemlich lange, bis Fische anbeissen. Doch man langweilt sich nie, denn der Quarnero, überhaupt die ganze Adria, ist sehr fischreich und es ist daher immer etwas zu sehen. Einmal sahen wir ein grosses Rudel Delphine, die in geringer Entfernung an unserem Schiffe vorüber schwammen. Es sind glänzend schwarze, etwa 1 m grosse Fische, die mit grosser Geschwindigkeit vorwärts kommen, indem sie sich von Zeit zu Zeit 3—4 m durch die Luft schnellen, wobei ihre schlanken schwarzen Körper ein reizendes Bild bieten; ferner kommen bisweilen grosse Robben vor, sowie Katzenhaie und Hundhaie, die mit flügelähnlichen Seitenflossen versehen sind, auch grosse Steinkrabben, deren Fleisch dem des Hummers ähnlich ist. Auch einen wirklichen Hai, einen Menschenhai, der mit Vorliebe Menschen verspeist, sofern er hat, haben wir gesehen, allerdings tot. Er war in der Fischhalle Laurana ausgestellt. Man musste eine Lire bezahlen um ihn sehen zu können, denn die Erlegung eines Haies ist nicht alltäglich und es ist begreiflich, dass die Fischer eine solche Sensation zu ihrem Vorteile ausnutzen. Natürlich gingen wir auch hin. Es war ein etwa 8 m langes Tier; das grosse Maul war vermittelst Holzpflöcken offen gehalten und mit Schaudern blickten wir in den riesigen Rachen, wo uns spitzige Zähne drohend entgegenstarrten. Ich steckte sogar meinen Kopf hinein, um mir das Gefühl zu konstruieren, von einem Hai gefressen zu werden. Allerdings glaube ich nicht, dass ich es getan hätte, wenn er noch lebend gewesen wäre. — Wenn wir nicht badeten oder fischten, strolchten wir gerne in dem grossen Garten umher, der zu dem Grundstück der Villa gehört. Er ist zum grössten Teil mit Reben bewachsen, von denen einige Stöcke damals — es war Mitte August — schon reife Trauben trugen. Mit Hochgenuss führten wir uns die saftigen Beeren zu Gemüte. —

Ein ander Mal besuchten wir die weltberühmten Grotten von Adelsberg (ital. Posthumia). Diese Grotten sind etwas Grossartiges. Die Natur hat hier ein Kunstwerk geschaffen, das seinesgleichen nicht so rasch finden wird. Sie werden zwar an Grösse und Höhendimensionen von den amerikanischen Mammuthöhlen übertroffen; an Schönheit der Tropfsteingebilde jedoch wie an Mannigfaltigkeit der Szenerien kann sich die Mammuthöhle nicht an die Seite stellen. Die

Gänge in der Grotte haben eine Gesamtlänge von 30 km; welch ungeheure Länge das ist, kann man sich am besten dadurch vorstellen, dass man bedenkt, dass dies eine Strecke wie Solothurn-Zollikofen ausmacht. Von diesen 30 km werden allerdings nur 10 km besucht, aber das ist immerhin noch Solothurn-Grenchen. — Die Grotte ist durch Auswaschung der Kalkfelsen entstanden; dafür spricht auch, dass die Aushöhlungen fast stets an dem die Grotte durchrauschenden Piukaflusse entlang führen, in dem der Grottenolm vorkommt, eine Molchart, bei der die Augen, für die er im Dunkeln der Höhle keine Verwendung hätte, vollständig verkümmert sind. Ihren Hauptreiz erhält die Grotte durch die wunderbaren, im Scheine der elektrischen Beleuchtung wie Millionen von Diamanten funkelnden Tropfsteingebilde. Diese sind dadurch entstanden, dass das durchsickernde Regenwasser Kalkbestandteile in sich aufgenommen hat, welche beim Verdunsten dann abgesetzt werden. Es bilden sich dann an der Decke Ablagerungen in den wundersamsten Formen; bald hängt eine Reihe von Zapfen senkrecht herab, bald zeigen sich Gebilde, die den Rippen vorweltlicher Riesentiere gleichen, bald scheinen harte Spitzenvorhänge hernieder zu schweben; speziell erwähne ich an dieser Stelle ein solches Gebilde, das etwa die Grösse des Theatervorhanges in Solothurn hat und wunderbare, wie echt aussehende Falten aufweist. Die Dicke beträgt etwa 3—4 cm, ist daher für eine solche Ausdehnung äusserst dünn und an vielen Stellen durchscheinend. Der Stein ist von herrlicher Farbe. Hier ist er purpur, dort schimmert er mehr ins Gelbliche, während er an einer dritten Stelle schneeweiss ist. Um eine grössere Wirkung zu erzielen, hat man hintendran eine starkkerzige elektrische Lampe angebracht, deren Licht durch den dünnen Stein hindurch dringt, so dass der Anblick direkt märchenhaft zu nennen ist. Die kalkhaltigen Regentropfen hingegen, die nicht an der Decke verdunsten, sondern auf den Boden fallen, bilden dort stumpfe Kegel, die sich teilweise bis zu 20 m Höhe erheben und zu ihrer Bildung wohl Jahrtausende gebraucht haben. (angeblich wachsen sie in 30 Jahren 1 mm). Einige von diesen Säulen sind infolge zu grosser Höhe umgestürzt. Ihr Alter wird auf 230,000 Jahre geschätzt. Noch jetzt setzt sich die Bildung sowohl der Deckengewebe, die man Stalaktiten nennt, als auch der vom Fussboden aus emporwachsenden Kegel, der Stalakmiten, fort. Bisweilen

sind sie zu einer einzigen Säule zusammengewachsen und diese dienen dem Deckengewölbe als Stütze. — Eine Motorbahn durchführt die Hauptteile der Höhle: den grossen Dom, einige riesige Erweiterung des Höhlenganges, den gotischen Dom, den Tanzsaal, wo an gewissen Sonntagen ein Jazzband spielt, so dass man mitten im Berge dem Tanze huldigen kann; besonders eigenartige Bildungen tragen Namen, z. B. die Mohrrübe, der Prager Schinken, die Salamiwurst, der schlafende Tiger, die Kanzel, die Madonna mit dem Kind, und noch viele andere mehr. Nach dem Verlassen der Bahn werden die schönsten Teile der Grotte zu Fuss durchwandert, z. B. der kleine Kalvarienberg, der 48 m hohe Konzertsaal, in dem ebenfalls getanzt wird und wo das Höhlenpostamt untergebracht ist, der Tartarus und schliesslich der Glanzpunkt, der grosse Kalvarienberg. In einer riesigen Höhlenerweiterung ist in grauen Vorzeiten die Decke eingestürzt, die nun einen ziemlich grossen Hügel bildet. Darauf sind im Laufe der Jahrtausende die wundervollsten Tropfsteingebilde entstanden, rote, gelbe, weisse, orange, ganz kleine und riesig grosse von den bizarrsten Formen, die sich gespensterhaft in das geheimnisvolle Höhlendunkel erheben, denn die Decke der Grotte ist hier nicht zu sehen, da der ganze Ort, um das eigenartige noch mehr hervorzuheben, mit einem mysteriösen, gedämpften Lichte erleuchtet wird. Dieser Teil der Höhle hat einen tiefen Eindruck auf mich ausgeübt.—

Den schönsten Ausflug, den wir unternahmen, und der mir am besten gefiel, war eine kleine Rundreise auf dem Quarnero in einer Segeljacht. Diese war ungefähr 20 m lang und 4 m breit, hatte zwei Masten, einen grossen Hauptmast und einen kleineren Steuermast hinten. Bei voller Betakelung konnten 6 Segel hochgezogen werden. Im Innern des Schiffes befanden sich zwei Räumlichkeiten, eine kleine Kajüte mit Betten und ein Wohnraum mit 2 Kanapees, die ebenfalls zum Schlafen benützt werden konnten. Dieser Raum war hübsch dekoriert mit einigen Bildern, unter denen natürlich auch eine Photographie Mussolinis figurierte, wie er als Offizier hoch zu Ross ein Truppendefilee abnimmt. Dann befand sich hier noch ein Tisch, der zusammengeklappt werden konnte, dass also der Rand zwischen beiden Kanapees frei wurde. Wir stopften am Abend Matratzen und Kissen dorthin und gewannen auf diese Weise drei weitere Schlafstätten, so dass wir des Nachts übereinander lagen, wie die

Sardinen in der Büchse. Die Betten in der Kajüte wurden nämlich von den mitfahrenden Damen benützt, während das starke Geschlecht hier schlief. Wir waren unserer fünf. Der Onkel meines Freundes, der Besitzer der Jacht, der als Steuermann und Kapitän amtete, ferner mein Freund, dann ein junger Fiumaner, der auf den schönen Namen Raoul Sablich hörte und endlich mein grösserer Bruder und meine Wichtigkeit. Es fuhr noch ein Matrose mit, der aber seine Schlafstelle in einer Lucke vorn am Bug hatte. Er war ein Kroate namens Skopaz, der in schlechtem Italienisch seinen Altersgenossen dicke Witze erzählte, die mich sehr ärgerten, da ich sie nicht verstand. Im übrigen war er ein ausgezeichneter Seemann. Er kletterte wie eine Katze im Takelwerk umher, wenn es galt, ein stecken gebliebenes Segel herunterzuholen und einmal, als wir ziemlich starken Sturm hatten, war er der einzige, der seinen Kopf und seinen Magen beisammen hielt, während wir andern mit Ausnahme des Kapitäns mit grünen Gesichtern um den Mast herum in Seile verkrallt waren und um die Wette kotzten.

Die Vorbereitungen zur Reise nahmen zwei Tage in Anspruch. Wir mussten Konserven zusammenkaufen, Schiffszwieback und andere Nahrungsmittel, die sich leicht aufbewahren lassen. Während diesen Anstalten gingen diese beiden Tage rasch dahin und so graute endlich der Tag, der langersehnte; es war ein wundervoller Freitagmorgen, den wir zur Abreise erkoren hatten. Wir fuhren zuerst mit dem Dampfer von Laurana nach Fiume, wo die Jacht im Hafen ankerte. Dann wurden die Vorräte verstaut, der Behälter mit Süsswasser gefüllt, der Anker hoch gezogen, die Seile, mit denen das Schiff am Ufer angebunden war, losgelöst und dann endlich kam der grosse Moment, wo in See gestochen wurde. Langsam und majestätisch bewegte es sich dem Hafenausgang zu. Es war ein feierlicher Augenblick. Am Ufer liefen die Leute zusammen, winkten und riefen Lebewohl, glückliche Fahrt herüber. Der Kapitän sprach ein kurzes Gebet und bat Gott um gutes Gelingen der Reise. Bald hatten wir das offene Meer erreicht. Ein starker Wind blies aus dem Westen und da wir Kurs nach Süden nahmen — unser erstes Ziel war Dubno, ein Fischerdorf an der Küste Jugoslaviens, das wir am gleichen Abend noch zu erreichen hofften — legte sich das Fahrzeug stark auf die Seite, was wundervoll war. Wir sassen am Rande und liessen die Beine die Schiffswand

hinunterbaumeln und horchten auf die seltsamen Töne, die der Wind in den Seilen des Takelwerkes erzeugte und auf das Knarren der straff gespannten Segel. Vorne am Bug spritzte der weisse Gischt hoch auf und das kleine Ruderboot das wir hinten am Schlepptau hatten, tanzte lustig auf den Wellen des Kielwassers. Gegen Abend wurde der Wind ziemlich stark, so dass wir genötigt waren, das Hauptsegel zu verkürzen. Obwohl die Segelfläche etwa um ⅓ kleiner geworden war, kamen wir schon gegen 6 Uhr an unserem Ziele Dubno an, wo wir in eine geschützte Bucht einfuhren und Anker warfen. Dubno ist ein kleines Fischerdorf mit etwa 200 Einwohnern. Nur eine Fischart wird hier gefangen, nämlich der Thunfisch, der ein Hauptnahrungsmittel jener Gegend bildet. Ein ausgewachsener Thunfisch erreicht eine Grösse bis zu 4 m, und ein Gewicht bis zu 600 kg. Im Sommer, etwa im Monat Juli, auch im August unternehmen diese Fische in riesigen Scharen grosse Wanderungen. Sie suchen andere Orte auf, wo sie dann laichen. Bei Dubno führt eine solche Fischstrasse vorbei, und die Anstalten, um sie zu fangen, sind derart, dass man einen Fischzug bis zu 4000 grossen Thunfischen auf einmal erwischen kann. Am Ufer ist eine grosse, schräg gegen das Meer errichtete Warte erstellt, in der beständig ein Mann Wache hält. Er befindet sich also direkt über dem Meeresspiegel. Wenn er den Fischzug sichtet, hat er sofort Alarm zu schlagen, worauf die grossen Netze, die bis weit ins Meer hinaus reichen und eine grosse Strecke absperren, eingezogen werden. Die Fische werden eingenommen und ausgeweidet, einige zu Konserven verarbeitet, andere in frischem Zustande auf den Markt gebracht.

In der Nacht brach ein ziemlich starker Sturm los. Der Wellengang war zwar nicht hoch, da wir an geschützter Stelle lagerten, doch oben im Takelwerk pfiff und heulte der Wind, dass wir alle aufgeweckt wurden. Ein Segel, das am Abend vorher nur mangelhaft befestigt worden war, wurde losgerissen und ins Meer geschleudert. Am andern Morgen, als sich die Wogen geglättet hatten, sahen wir es in einiger Entfernung in etwa 8 m Tiefe, das Meerwasser ist ja bekanntlich sehr klar, heraufschimmern. Wir fuhren mit dem kleinen Boote hinaus und veranstalteten ein Wettauchen nach ihm, indem wir uns mit grossen Steinen beschwerten, um rascher in die Tiefe zu gelangen. Dennoch erwischte es keiner von uns Jungen, sondern es war der Matrose Skopaz, dem es gelang, den Ausreißer zu bergen.

Nach dem Mittagessen stachen wir wieder in See, obwohl die Wetterlage sehr bedrohlich war. Der Wind hatte umgeschlagen und wehte scharf aus Süden, weshalb wir unsere Absicht, nach Krek Venika zu fahren, das sich weiter südlich befindet, aufgeben mussten. Ohne bestimmten Plan segelten wir nun längs der Südküste der Insel Krek entlang. Der Wind wurde immer stärker, dass wir ein Segel nach dem andern reffen mussten und plötzlich etwa um drei Uhr nachmittags brach der Sturm noch einmal los. Wir waren nun nicht mehr im sichern Hafen, sondern auf dem offenen Meere und hatten Wind und Wellen an der Flanke des Schiffes, weshalb stets die Gefahr des Umkippens bestand. Dazu tanzte das Schiff schrecklich auf den hohen, schaumgekrönten Wogen, die sich heranwälzten, sich mit donnerndem Krachen an der Reeling des Schiffes brachen und das ganze Deck mit Sturzseen einhüllten. Obwohl wir alle gleich von Anfang an bis auf die Haut durchnässt waren, wagte es dennoch keiner, in den Schiffsraum hinunter zu gehen, denn draussen an der frischen Luft kann man der Seekrankheit viel besser Widerstand leisten als im geschlossenen Raume, wo besonders während hoher See eine stickige Luft herrscht. Gleichwohl wurden wir langsam stiller, unsere Gesichter bedeckten sich mit einem leichten Gelbgrün, und plötzlich begab sich mein Freund in gelindem Trabe zur Reeling und opferte sein Mittagessen den unerbittlichen Meeresgöttern. Wir lachten nicht, einer nach dem andern — mit Ausnahme des Kapitäns und des Matrosen — folgte stumm seinem Beispiel. Mir wurde es immer übler. Ich lag vorn am Mast in ein paar Taue verkrallt und hatte nur einen Wunsch, nämlich dass der Tod komme, und mich von meinem Leiden erlöse. Längst hatte sich mein Magen vollständig entleert. Gleichwohl hob es mich immer wieder, dass es mir schien, meine Gedärme sollten schon zum Munde heraushangen. Das sind die typischen Merkmale der Seekrankheit. Brechreiz, furchtbare Uebelkeit, Gleichgültigkeit gegen alles, man liegt einfach da und wünscht sich nichts als den Tod. Wie lange ich vorne am Bug in den Seilen lag, wusste ich damals nicht. Es schien mir eine halbe Ewigkeit zu sein. In Wirklichkeit waren es zwei Stunden. — Unterdessen waren wir in die Nähe von Omischali gekommen, einem kleinen Orte auf der Insel Krek und näherten uns, indem wir gegen den Wind aufkreuzten, langsam dem Hafen, der sich am hintersten Ende einer grossen,windgeschützten

Bucht befindet. Hier liess der Wellengang nach. Einer nach dem Andern stand vom Tode auf, bekam wieder Farbe in die Wangen und neue Lebensfreude. Eine knappe Viertelstunde später wurde im Hafen von Omischali neben einer Trabaccolo, einem kleinen Küstensegler, der mit Holz beladen war, Anker geworfen.

Am andern Morgen herrschte wieder das herrlichste Sommerwetter. Wir machten uns stadtfein, fuhren ans Land, um in die Kirche zu gehen — es war ein Sonntag — und uns den Ort ein bischen anzusehen. Omischali liegt 80 m hoch auf einem Felsen, der an einer Seite senkrecht ins Meer hinabfällt. Während wir diesen Hügel erstiegen, hörten wir fortwährend Kanonenschüsse. Erstaunt fragten wir einen Vorübergehenden, was die Ursache derselben sei, worauf er erklärte, dass heute eine grosse Hochzeit in Omischali gefeiert würde. Das schönste Mädchen des Dorfes trete heute in den Ehestand ein. Gespannt setzten wir unseren Weg fort, und postierten uns am Kirchenportal auf, um den ganzen Hochzeitszug beim Eintritt in die Kirche bequem überblicken zu können. Nach einer Viertelstunde nahte er. Voran schritten zwei Bläser, die einer Art Klarinette gellende Töne entlockten. Darauf folgten einige Mädchen, wahrscheinlich die Brautjungfern, die alle in wundervolle Trachten gekleidet waren. Die Röcke waren aus rauschender roter Seide verfertigt, darüber trugen sie eine Art Mieder aus schwarzem Samt. Reicher Schmuck glitzerte in den sorgfältig gekämmten Haaren. Dann kam die Braut. Sie war wirklich schön auch nach mitteleuropäischen Begriffen, ungefähr 20 Jahre alt, mit weissem und reinem Teint, aus dem sich ein goldbraunes Augenpaar wirkungsvoll abhob. Der Bräutigam, der neben ihr her trippelte, verlegen umher blickte und nicht wusste, wohin er die Hände versorgen sollte, verblasste vollständig neben ihrer Schönheit. Sie war ebenfalls mit der Landestracht bekleidet, besonders der Kopfschmuck war direkt phantastisch und wirkte infolgedessen übertrieben. Künstliche Blumen, Flitter, Ketten und Spangen waren da zu einem kunstvollen Gebäude errichtet, das eine Grösse von fast 30 cm hatte. Infolgedessen war die Schöne gezwungen, stets geradeaus zu blicken, da die geringste Neigung des Kopfes diesen Schmuckturm in eine bedrohliche Lage gebracht hätte. Nach dem Brautpaar folgten dann die Verwandten und Bekannten, alle festlich gewandet, die eifrig miteinander

sprachen. Der Zug war ziemlich lang und verschwand dann in der Kirche, diese bis auf den letzten Platz füllend, so dass wir draussen bleiben mussten. Wir unternahmen dann einen Rundgang durch den Ort, der jetzt ganz still und verlassen war, da die meisten Leute in der Kirche waren. Die Häuser sind klein und ärmlich. An den Türen und offenen Fenstern hangen Kränze von getrockneten Feigen, in solcher Menge, dass wir annahmen, dass der Feigenhandel die hauptsächlichste Einnahmequelle der Bewohner sei. — Am Nachmittag verliessen wir Omischali mit Kurs auf Laurana, denn der Sturm hatte uns alle ein wenig mitgenommen. —

Figaro.

Zur Bernerstammfrage.

In Bern gibt es ungefähr 40 Alt-Wengianer — wovon die Hälfte an der Universität — aber keinen Stamm. Schade! Wo fehlt's? Ist es Mangel an Interesse oder fehlt es nur an der Initiative, um dem zusammengebrochenen Stamm wieder auf die Beine zu verhelfen? In unsern Augen wird es doch möglich sein, alle Alt-Wengianer von Bern und Umgebung in der Woche einmal zu einem gemütlichen Hocke zu vereinigen. So verphilistert kann doch ein Wengianer nicht werden. Die Studiker kommen gewiss gerne und so zahlreich wie möglich, wenn sie sehen, dass auch die ältern Semester der Stammfrage Interesse entgegenbringen. Schaut einmal wie die andern Stämme florieren! Fast in allen grössern Schweizerstädten befindet sich ein solcher, und wenn die Interessen und Berufe der einzelnen noch so verschieden sind, wenn sie zusammen kommen, sind sie nur eins: Wengianer. Da dürfen wir Berner nicht zurückstehen, besonders, da es in Bern relativ viele Alt-Wengianer gibt. Darum fort mit der Lauheit! Alt-Wengianer von Bern und Umgebung, reserviert euch den Montag Abend für die Wengia!

Also: Jeden Montag von 20 Uhr an im Restaurant Zytglogge!

Ein Berner Wengianer.

PATRIA.

Beförderungen.

A. H. *Marius Petitmermet* v/o Bambus zum Oberst der Art.
A. H. *Ernst Steiner* v/o Kubus zum Oberstleutnant der Art.
A. H. *Gottfried Tschumi* v/o Knoll zum Major, Komm.-Off.
A. H. *Eugen Stadler* v/o Jud zum Hauptmann der Inf.

A. H. *Adolf Lüthy* v/o Schunke zum Oberleutnant der Inf.
A. H. *Otto Peter* v/o Brumm zum Oberleutnant der Inf.
A. H. *Alphons Ammann* v/o Sprung zum Leutnant der Genietr.
A. H. *August Marti* v/o Trott zum Leutnant der Verpfl.-Tr.
A. H. *Karl Obrecht* v/o Götz zum Leutnant der Inf.

Unsere herzliche Gratulation diesen wackern Eidgenossen!

VON UNSERN A.H. A.H.

A. H. *Adolf Lambert* v/o Lux hat sich mit Frl. Georgette Burignat verlobt, ebenso

A. H. *Hugo Stalder* v/o Bummi mit Frl. Hedy Petry. Wir gratulieren den beiden glücklichen Paaren!

A. H. Dr. *Eugen Dietschi* v/o Quint sowohl als auch die Wengia haben durch die Geburt eines munteren Spefuxen Nachwuchs erhalten, worüber wir uns mit dem glücklichen Vater herzlich freuen.

VEREINS-CHRONIK.

Sitzung vom 13. Dezember 1930. Anwesend: A. H. A. H. Gygax v/o Rempel, Obrecht v/o Götz, Herzig v/o Schimmu. I. A. I. A. Kohler v/o Schwarm, Geiser v/o Karpf, Ellenberger v/o Dackel, Wyss v/o Droht. Abwesend: Bellevue (entschuldigt). — Trakt. 1: Protokoll. — Trakt. 2: Vortrag von Toss: Alte Sitten und Gebräuche der Norditaliener. Anhand eigener Ferienerlebnisse in einem norditalienischen Dorfe schildert Toss das reizvolle Leben dieses südlichen Volkes. Trotz der mehr als dürftigen Verhältnisse ist der Italiener immer lebensfroh, wobei ihm das Kindliche bis ins Greisenalter anhaftet. Leider geht ihm das Verständnis für die gute Behandlung der Tiere ganz ab, wogegen die vielen Tierschutzvereine fast ergebnislos kämpfen. In neuerer Zeit vertreibt der Sport die alten Sitten und Gebräuche, besonders in den Städten. Auf dem Land z. B. werden da und dort noch Regenprozessionen abgehalten, wobei sich das Volk förmlich kasteit. —

Trakt. 3: Politische Wochenschau gehalten von Chnorz. Im Vordergrund stehen die Bundesrichterwahlen. Gewählt wurden die Solothurner Dr. Affolter und Dr. von Arx. Bundespräsident für 1931 ist Häberlin, Vizepräsident Motta. Die Abrüstungskonferenz ist praktisch ergebnislos verlaufen. Im Freizonenprozess Zwischenentscheid des Haager Gerichtshofes. Beide Parteien müssen noch einmal in direkte Verhandlungen miteinander treten. In Paris Sturz des Ministeriums Tardieu. Anschliessend verliest Angelo einen Artikel über die Nationalratsreform, worin die Reduktion des Nationalrates prinzipiell abgelehnt wird und zwar aus dem Grund, weil das Volk sich vermehrt und dadurch mehr Interessen entstehen, die vertreten sein wollen. Anschliessend Diskussion. Angelo: Eine Reduktion des Nationalrates ist unbedingt nötig, weil viel zu viel und unnütz geredet wird. Es sollte mehr gehandelt werden. Lämmli: Der gesunde Instinkt des Volkes ist für die Reduktion des Nat.-Rates,

weil ein Ueberhandnehmen von Einzelinteressen dasjenige der Allgemeinheit zurücktreten lässt. Als schlechtes Beispiel für grosse Parlamente erwähnt er den Deutschen Reichstag. Der Ständerat leistet viel mehr positive Arbeit im Stillen. Es beteiligen sich ferner Hasli und Chnorz. Trakt. 4: Varia. Die Einladungen der beiden Hochschulverbindungen Berner Singstudenten und Concordia zu ihren Weihnachtskommersen können mit Rücksicht auf den Stand der Kasse nicht angenommen werden. Sitzung ex 9.20 Uhr.

Sitzung vom 20. Dezember 1930. Anwesend: A. H. Marti v/o Trott, I. A. Bloch v/o Harz. Abwesend: Gauss, Lupf (entsch.) — Trakt. 1: Protokoll. — Trakt. 2: Vortrag von Minger: Schönheiten des Jura. Er spricht zuerst von Jurastädten (Solothurn, Balsthal) und führt uns dann auf die sonnigen Höhen unseres Jura, wobei er nicht vergisst, uns mit Kurgasthöfen 1. Ranges bekannt zu machen. Harz ist der Meinung, die Vorträge seien frei zu halten, was aber nicht von jedem verlangt werden kann. — Trakt. 3: Polit. Wochenschau gehalten von Lämmli. In der solothurnischen Politik steht an erster Stelle die Wahl von Dr. M. Obrecht, Grenchen (konservativ), zum Regierungsrat. Als Kandidaten für den 2. freigewordenen Reg.-Ratssitz haben die Sozialisten J. Schmid, Olten, aufgestellt, dem ein grosser Teil des Volkes starke Opposition machen wird. In Deutschland Verbot des Films „Im Westen nichts Neues", was eine krasse Hinterführung des Volkes ist. Deutschland befindet sich gegenwärtig in einem neuen Kriegstaumel. In Spanien immer neue Unruhen und Aufstände. — Trakt. 4: Stegreifdiskussion eingeleitet von Toss: Bietet Amerika Gefahr für Europa? Schon während des Krieges zeigte Amerika seine Kapitalkraft, die den Ausschlag gab für den Ausgang des Weltkrieges. Die Gefahr bestand in der finanziellen Abhängigkeit Europas von Amerika (Kriegsschulden) und in den prohibitiven Zöllen. Trott ist der Meinung, dass sich Europa von Amerika losmachen könnte, wenn es zusammenhalten würde und sich auf das Getreideland Russland stützen könnte. Beide Voraussetzungen fehlen aber heute. Angelo befürwortet einen hartnäckigen Zollkrieg von Seiten Europas als Antwort auf die amerikanischen Zollerhöhungen. Harz ist für die Versöhnung zwischen Europa und Amerika. An der Diskussion beteiligen sich ferner: Lämmli, Stoppel, Hasli, Chnorz. Sitzung ex 9.50 Uhr.

ADRESSEN-AENDERUNGEN.

H. Derendinger, Grüner Weg 25, Darmstadt
Alb. Stuber, bei Fam. Hammer, Landhausquai, Solothurn.
A. Pfluger, Seidenweg 62, Bern.
Dr. med. Max Ackermann, Kleindietwil.
Karl Wahl, Via Stradivari 7, Milano.
Werner Kocher, Kantonalbank, Solothurn.
Dr. Aug. Gubler, Petersgraben, Basel.

Chef-Redaktor: Ernst Richard, Blumenrain 9, Solothurn.
Schriftwart: Max Flury, Biberist.

Zepfel'sche Buchdruckerei A.G., Solothurn. — Als Manuskript gedruckt.